

(Nachdruck verboten.)

471

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Jackie zögerte und schwieg. Aber seine Mutter drängte nach einer Antwort.

„Wenn Du ihn nicht willst, Mütterchen, so will ich ihn auch nicht.“

„Aber wenn er Dir nun noch ein schöneres Boot schenkte, mit vier Segeln?“

„Das giebt's gar nicht. Die mit einem Mast haben immer nur drei Segel.“

Wenn er Dir ein Boot mit zwei Masten schenkte, würdest Du es nehmen?“

„Wenn Du es nicht willst, Mütterchen, werde ich versuchen, es nicht zu nehmen.“

Die Antwort klang sehr mutig. Aber in Jackies Stimme zitterten Thränen, und plötzlich barg er sein kleines Gesicht an der Brust seiner Mutter und brach in bitteres Weinen aus.

„Du sollst ein andres Boot bekommen, mein Liebling.“

„Aber ich will gar kein Boot. Ich liebe Dich mehr als tausend Boote!“

„Und wie ist's mit dem Anzug? Willst Du lieber bei mir bleiben und diese häßlichen Kleider tragen oder zu ihm gehen und einen schönen Sammetanzug tragen?“

„Du kannst ihm den Sammetanzug zurückschicken.“

„Kann ich wirklich? Mein Liebling, mein Engel! Mütterchen wird Dir einen neuen Sammetanzug schenken.“

Und sie preßte das Kind mit aller Kraft an sich und bedeckte es mit Küßen.

„Aber warum kann ich denn nicht diesen Anzug tragen? Und warum kann Vater nicht zurückkommen? Warum magst Du denn Vater nicht? Bist Du ihm böse, weil er mir das Boot geschenkt hat? Er hat es gewiß nicht böse gemeint.“

„Ich glaube, Du hast Deinen Vater wirklich lieb? Hast Du ihn lieber als mich?“

„Nein, Mütterchen, nicht lieber als Dich.“

„Du möchtest aber keinen andern Vater haben als Deinen eignen?“

„Wie könnte ich denn einen andern Vater haben, Mütterchen?“

Esther sprach nicht mehr davon. Und bald begann Jackie wieder von der Möglichkeit zu reden, sein Boot zu reparieren. Esther hatte das Gefühl, als sei heute etwas passiert, was nicht mehr gut zu machen sein würde. Sie legte Hut und Mantel bald darauf an und ging, begleitet von Jackie und Mrs. Lewis, nach der Station. Sie küßten einander zärtlich und schienen vollkommen versöhnt, aber über ihrem Abschied schwebte heute ein Hauch von Wehmut, den sie beide nicht begriffen. Schweigend wanderten Jackie und Mrs. Lewis nach Hause zurück. Und Esther allein in ihrem Coupé dritter Klasse versank tief in Gedanken über ihr seltsames Lebensschicksal. Die Zukunft, von der sie geträumt hatte, würde nun niemals die ihre werden.

Das wußte sie.

Freds Frau würde sie nun niemals mehr werden.

Sie war fest entschlossen gewesen, William nicht wiederzusehen. Aber er schrieb ihr und fragte sie, ob sie erlauben wollte, daß er zum Unterhalt des Kindes beisteuere.

Diese Angelegenheit ließ sich ohne persönliche Unterredung nicht arrangieren. Und Miss Rice sowohl wie Mrs. Lewis schienen es für selbstverständlich zu erachten, daß sie William heiratete, wenn er geschieden war. Er drang jetzt energisch auf eine Scheidung von seiner Frau und schien ganz befriedigt von der Art und Weise, wie die Dinge vor sich gingen. Und jedesmal, wenn sie Jackie sah, fragte er nach seinem Vater und sagte, er hoffe, daß sie dem armen Vater vergeben habe, der doch gewiß nichts Böses gethan.

Sie sah, daß ihr erster Instinkt, der sie davor gewarnt hatte, William das Kind sehen zu lassen, der richtige gewesen war. Aber es war nun nichts mehr daran zu ändern.

Nur wurde es ihr jetzt völlig klar, daß Jackie einen Stiefvater wie Fred niemals lieben, und daß er es ihr nie verzeihen

würde, wenn sie einen andern, Fremden, heiratete, anstatt seinen eignen Vater.

Er würde seinen Stiefvater sicherlich niemals leiden können.

Er würde, wenn er heranwuchs, das Haus meiden, in dem sein Stiefvater wohnte, und würde schließlich zu seinem eignen Vater gehen, würde von diesem zu einem Leben des Bettens und Trinkens verführt werden, und sie würde, wenn sie Fred heiratete, unfehlbar ihr Kind verlieren.

XXVII.

Eines Abends, als Esther kurz vor dem Schlafengehen die Sachen in der Küche zusammenräumte, klopfte jemand ans Fenster.

Konnte das Fred sein?

Ihr Herz klopfte heftig. Es half nichts, sie mußte ihn einlassen. Es war draußen sehr dunkel, sie konnte nicht sehen, wer da war.

„Wer ist da?“ rief sie.

„Ich bin es, ich mußte Dich heute sehen wegen —“

Sie atmete erleichtert auf und ließ ihn ein.

William war erstaunt über den nicht unfreundlichen Empfang. Trotzdem brachte er beim Eintreten einige Entschuldigungen hervor.

„Nun ja,“ sagte Esther, „es ist schon etwas spät, ich wollte eben schlafen gehen, aber wenn es nicht lange dauert, kannst Du mir ja sagen, was Dich herbeigeführt hat.“

„Nein, es wird nicht lange dauern — ich habe nämlich meinen Rechtsanwalt heute nachmittag gesprochen, und er sagte, es wird sehr schwer sein, eine Scheidung durchzusetzen.“

„Du kannst also nicht geschieden werden?“

„Freust Du Dich darüber?“

„Ich weiß nicht.“

„Was heißt das? Du mußt Dich doch entweder darüber freuen oder ärgern.“

„Ich sagte es, wie ich's meinte; ich pflege nicht zu lügen.“

William sah Esther fragend an, sie war ihm stets ein bißchen rätselhaft erschienen. Und nun erzählte er ihr rasch, wie er es leider im richtigen Moment versäumt hatte, sich Beweise von der Untreue seiner Frau zu verschaffen. Und da sie seitdem zwar ein verdächtiges, aber keineswegs schuldbeladenes Leben geführt hatte, meinte der Rechtsanwalt, daß es schwer sein würde, eine aussichtsvolle Klage gegen sie anzustrengen.

Esther konnte der Versuchung nicht widerstehen, die böshafte Bemerkung zu machen:

„Vielleicht ist sie überhaupt nie schuldig gewesen?“

„Nicht schuldig? Was heißt das? Hab' ich Dir denn nicht die ganze Geschichte erzählt, wie ich sie den Tag fand? Und hat sie es mir denn nicht eingestanden? Was für fernere Beweise braucht man denn noch?“

„Ja es scheint doch, daß diese Beweise nicht genügen. Was wirst Du nun thun? Warten, bis Du sie wirklich ertappst?“

„Es wird mir nichts andres übrig bleiben, außer —“

William zögerte und seine Augen hefteten sich fragend auf Esther.

„Außer was?“

„Nun, weißt Du, mein Rechtsanwalt hat sich mit ihrem Rechtsanwalt in Verbindung gesetzt, und ihr Rechtsanwalt sagt, daß, wenn die Sache anders läge, das heißt, wenn ich ihn Grund zur Scheidung geben würde, so würde sie die Gelegenheit gern benutzen. Und seitdem habe ich nun auch meine Frau selbst gesprochen, und sie sagte, daß, wenn ich ihr einen Grund geben will zur Scheidung, so ist sie gern bereit, nicht allein sich scheiden zu lassen, sondern auch noch die ganzen Kosten zu bezahlen. Es würde uns dann keinen Penny kosten. Was hältst Du davon, Esther?“

„Ich glaube nicht, daß ich Dich verstehe, Du meinst doch nicht —“

„Ja, weißt Du, Esther, um eine Scheidung zu bekommen, — es kann uns aber doch niemand hören, wie?“

„Nein, es ist niemand im Hause außer Fräulein und mir; und sie ist oben in ihrem Zimmer und liest, also sprich mir ruhig weiter.“

„Ja also, es scheint, daß entweder ich oder sie mit einem andern zusammen leben müssen, bevor wir geschieden werden können. Verstehst Du?“

„Du meinst doch nicht, daß ich noch mal mit Dir zusammengehen soll, um dann vielleicht noch ein zweites Mal sitzen gelassen zu werden!“

„Das ist doch Blödsinn, Esther, das weißt Du!“

„Wenn Du mir weiter nichts zu sagen hast, kannst Du lieber gleich machen, daß Du fortkommst.“

„Ja, aber vergiß doch nicht das Kind, Esther, und das mußt Du doch wissen, daß Du von mir nichts mehr zu fürchten hast. Du weißt ebensogut wie ich, daß ich von nun an treu zu Dir halten werde. Laß nun doch endlich Vergangenes vergangen sein. Du willst doch Deinem Kinde einen Vater geben, also schon um feinetwillen . . .“

„Um feinetwillen! Das ist gelungen, als ob ich noch nicht genug für ihn gethan hätte. Habe ich nicht um feinetwillen mich halb zu Tode gearbeitet? Bin ich nicht um feinetwillen in Kumpfen umhergelaufen? Das hab' ich alles schon für das Kind gethan; mich hat er wahrhaftig schon genug gekostet. Was aber hat er Dich schon gekostet? Ein paar lumpige Schillinge, ein Spielboot und einen Sammetanzug. Und da willst Du herkommen und mir sagen, was ich für das Kind thun müßte? Soll denn ein Weib niemals an sich selber denken dürfen? Zähle ich denn wirklich gar nicht mit? Um feinetwillen! Das könnte mir vielleicht jeder andre sagen, Du aber nicht. Sag' mir doch endlich, wann ich auch anfangen werde, eine Rolle zu spielen. Ich möcht' es wirklich wissen! Ich habe die Geschichte nun endlich satt; wann wird man denn anfangen, auch mal an mich zu denken, das möchte ich wissen!“

„So werde doch nicht so heftig, Esther, ich weiß, daß es Dir schlecht genug gegangen ist. Die ganze Geschichte ist ein Unglück gewesen von Anfang an — aber das weißt Du doch sehr wohl, daß ich Dich kein zweites Mal verlassen würde. Du kannst sagen, daß Du's nicht willst; Du bist ein freies Weib und kannst thun, was Du willst. Es wäre wirklich unrecht, wenn man von Dir verlangen wollte, daß Du für das Kind noch mehr Opfer bringen sollst. Darin gebe ich Dir vollkommen recht; aber werde doch nicht böse auf mich, weil ich Dir sage, daß es keinen andern Weg giebt, um mir eine Scheidung auszuwirken.“

„Du kannst ja mit irgend einem andern Frauenzimmer zusammengehen und so geschieden werden.“

„Ja, gewiß könnte ich das thun; aber da wollte ich doch zuerst lieber mit Dir darüber sprechen. Denn wenn ich mir nun eine andre nehme, mit der ich zusammen lebte, so könnte ich sie doch nicht auf einmal sitzen lassen, wenn ich nachher geschieden wäre!“

„Warum denn nicht? Hast Du mich nicht sitzen lassen?“

„Warum immer wieder die alte Geschichte aufrühren!“

„Das ist keine alte Geschichte; es ist die Geschichte meines Lebens; und ich kenne sie noch nicht bis zum Ende.“

„Wenn Du aber das thust, was ich sage, so kennst Du auch das Ende davon.“

Esther schwieg einen Augenblick, dann sagte sie:

„Ich weiß eigentlich überhaupt nicht, warum Du Dich scheiden lassen willst. Ich wette, Deine Frau nimmt Dich zurück, wenn Du sie darum bittest.“

„Aber sie hat keine Kinder und wird nie welche haben, und was ist 'ne Ehe ohne Kinder? Alle Sorgen und Mühen und Arbeiten für nichts. Man heiratet doch nur, um Kinder zu haben; ein andres Glück giebt es gar nicht. Ich habe schon alles andre versucht.“

„Ich aber nicht.“

„Das weiß ich. Und ich weiß auch, daß es Dir verteuert schlecht gegangen ist, Esther. Ich habe eben eine gute Woche gehabt in Doncaster, und habe Geld genug, um meinen Partner auszukaufn. Das ganze Haus wird uns dann gehören, wir werden tüchtig zusammen arbeiten und werden mit der Zeit ein schönes Stück Geld zurücklegen können für den Jungen. Ich hatte Dir schon gesagt, daß ich viel Glück im Wetten habe, wenn Du aber willst, so gebe ich es auf. Ich will überhaupt alles thun, was Du befehlst. Mehr kann ich doch nicht thun, nicht wahr? Komn, Esther, sage ja; komm, sage ja,“ wiederholte er noch einmal und streckte die Arme nach ihr aus.

„Rühre mich nicht an,“ sagte sie mürrisch; sie trat einen Schritt zurück, und ihr Antlitz sah dabei so entschlossen aus, daß er einen Augenblick zweifelhaft war, ob es ihm gelingen würde, sie zu überreden.

„Aber, Esther! —“

William vollendete den Satz nicht. Es schien ihm nutzlos zu versuchen, sie zu überreden. Beide schwiegen eine Weile, dann sagte William:

„Du bist die Mutter meines Knaben, darum kann ich Dir einen solchen Antrag machen; wie aber kannst Du mir den Rat geben, mit einer andern Frau zusammenzugehen? Das würde ich von einem braven, religiösen Mädchen, wie Du es bist, nie erwartet haben.“

„Religiös! Ich habe so viel zu arbeiten gehabt, daß mir wenig Zeit für die Religion übrig blieb,“ sagte Esther.

William ermutigte sie dazu, mehr von sich zu sprechen, und bemerkte dann, daß, ob sie nun religiös sei oder nicht, sie sich durchaus in gar nichts geändert habe, sie sei noch ebenso genau und streng puritanisch wie früher.

„Wenn Du „nein“ sagst zu meinem Antrag,“ fügte er hinzu, „so kann ich nur sagen, daß es mir sehr leid thut. Das soll mich aber nicht hindern, Dir alle Wochen den genannten Betrag für Jadies Pension und Schulanterricht zu bezahlen; das Kind soll Dich von jetzt an nichts mehr kosten. Ich möchte noch viel mehr für den Jungen thun, aber das kann ich nicht eher, als bis Du ihn wirklich zu meinem Kinde machst.“

„Und das kann ich nur,“ fragte Esther, „indem ich von hier fortgehe und mit Dir zusammenlebe?“

Unwillkürlich drückte sich eine gewisse Sehnsucht in ihren Augen aus.

„In sechs Monaten sind wir Mann und Frau; sag' ja, Esther. Na?“

„Ich kann nicht, ich kann nicht; Du sollst mich nicht länger darum bitten.“

„Du hast kein Vertrauen zu mir, nicht wahr? Du fürchtest die ungewisse Zukunft? Nun — ich kann auch das in Ordnung bringen. Ich werde Dir und dem Kinde sofort fünfhundert Pfund verschreiben.“

Sie blickte auf und sah ihn an; etwas wie ein instinktiver Ausdruck von Färllichkeit lag in ihren Augen. Sie stand da an den Küchentisch gelehnt; er saß auf der Tischplatte. Er legte seinen Arm um sie.

„Du weißt doch, daß ich diesmal ehrlich an Dir handeln werde?“

„Ich glaube es wenigstens.“

„So sage doch ja.“

„Ich kann nicht; es ist zu spät.“

„So ist mir ein anderer zuvorgekommen?“

Sie nickte.

„Ich hab' es mir schon gedacht; hast Du ihn gern?“

Sie gab keine Antwort.

Da zog er sie näher zu sich heran; sie sträubte sich nicht, und er konnte sehen, daß sie weinte. Er küßte sie, zuerst auf den Hals, dann auf die Stirn, dann auf den Mund. Und zwischen den Küßten fragte er sie, ob sie den andern wirklich liebe. Endlich schüttelte sie heftig den Kopf.

„So sage doch ja.“

Aber sie schüttelte wieder den Kopf.

„Ich kann nicht.“

„Ja, Du kannst, Du kannst, Du kannst!“ sagte er, und zwischen den Worten küßte er sie jedesmal, und wiederholte dann noch einmal: „Du kannst, Du kannst, Du kannst!“ bis die Worte klangen wie das Geplapper eines Papageis.

So vergingen einige Minuten. Das Licht im Leuchter brannte zu einem Stümpfchen herunter. Da sagte sie:

„Laß mich gehen; ich will das Gas anzünden.“

Während sie nach den Streichhölzern suchte, fiel ihr Blick auf die Uhr.

„Ich wußte nicht, daß es schon so spät sei,“ rief sie.

„Sage ja, bevor ich gehe.“

Aber es war ihm unmöglich, ein festes Versprechen aus ihr herauszuloden.

„Geh jetzt!“ sagte sie, „ich bin so müde.“

Er nahm sie in die Arme und küßte sie und sagte: „Mein liebes, kleines Weib!“

Als er aus der Thür heraus war, fiel ihr ein, daß er dieselben Worte schon einmal zu ihr gesagt hatte. Sie versuchte nun ehrlich an Fred zu denken, aber Williams breite Schultern und mächtige Gestalt schienen das Andenken an den kleinen, dünnen Mann ganz zu verdecken. Da seufzte sie und fühlte, wie wieder einmal in ihrem Leben ihr Wille von einer Kraft besiegt wurde, die sie weder verstehen noch bezwingen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein triftiger Grund.

Von E. G. Glück. Autorisierte Uebersetzung.

Pindrot, Bureauchef im Ministerium der öffentlichen Arbeiten.
Amadée Mochet, Sekretär.
Theobald, Bureaudiener.

11 Uhr. — Herr Pindrot betritt sein Kabinett. Im Vorbeigehen hat er einen Blick in den Saal der Schreiber geworfen und bei dieser Gelegenheit konstatiert, daß kein einziger Beamter anwesend ist. Das hat ihn aber nicht weiter überrascht. Herr Pindrot hat sein gutes, nachsichtiges, leicht ironisches Lächeln gelächelt, das ihn im Ministerium der öffentlichen Arbeiten so populär gemacht hat.

Pindrot (der Theobald vor seinem eignen Pulte, angelegentlich mit Schreiben beschäftigt, findet): „Oh! Verzeihung, wenn ich störe, Herr Theobald!“

Theobald (sich erhebend): „Entschuldigen Sie, mein Herr! Ich hatte einen eiligen Brief zu schreiben, und da habe ich mir erlaubt . . . Uebrigens bin ich gerade fertig.“

Pindrot: „Das freut mich! Das freut mich wirklich! Nur schonen Sie bitte, in Zukunft meine Briefbogen, Theobald. Nehmen Sie lieber das Papier des Ministeriums!“

Theobald: „Verzeihung, mein Herr, aber ich gebrauche ihr Papier nur bei ganz besonderen Gelegenheiten. Ich bediene mich Ihres Papiers nur, um an meine Braut zu schreiben.“

Pindrot: „Ach! vortrefflich! Vortrefflich! (Sich setzend und seine Mappe öffnend) Sagen Sie mal, Theobald, es sind heute wenig Beamte da?“

Theobald: „Niemand ist da, mein Herr. Ja, ja, die Beamten sind sehr glücklich unter Ihnen!“

Pindrot: „Es sind alles so brave Leute!“

Theobald: „Leute, die vor allen Dingen den Verkehr im Ministerium wenig hemmen: man sieht sie niemals!“

Pindrot: „Die Sache ist die, daß momentan . . . Na ja . . . Herr Daroy muß den Proben seines Stückes im „Eldorado“ beiwohnen. Es ist doch ganz natürlich, daß er bis zur Premiere den Weg ins Bureau vergißt?“

Theobald: „Ganz natürlich!“

Pindrot: „Die Herren Vouhot und Danier sind gleichfalls verhindert und zwar durch ihre Ausrüstungsposse in der „Gaité-Rochefoucault“. Herr Fournier muß Zeitungsredaktionen besuchen, um seine hübschesten Feuilletons an den Mann zu bringen. Herr Acajour antichambriert bei den Herren Theaterdirektoren. Herr Robert pflegt seine schwer erkrankte Frau. Die Herren Poidet, Dunot und Lambolin sind auf Urlaub. Herr Rangères de la Brime ist im Krankenhaus. Herr Voumot endlich legt die letzte Hand an ein Gemälde für den „Salon“. Also sagen Sie selbst: woher sollten die Herren wohl die Zeit nehmen, um ins Bureau zu kommen?“

Theobald: „Thatsächlich!“

Pindrot: „Apropos! Hat Herr Mochet nichts von sich hören lassen?“

Theobald: „Nein, mein Herr.“

Pindrot: „Ach!“

Theobald: „Ich glaube, er fehlt erst seit vorgestern?“

Pindrot: „Ja. Aber ich würde gern die Ursache seiner Abwesenheit erfahren. Ich empfinde für Herrn Mochet eine ganz besondere Hochachtung, weil er sein Fehlen durch ebenso geschickt ersonnene wie sensationell-aussergewöhnliche Gründe zu rechtfertigen versteht. Er ist ein Meister in der Kunst, den Leuten einen gehörigen Wären aufzubinden. (Seine Taschen durchwühlend): Donnerwetter! Da habe ich doch wieder vergessen . . . Sagen Sie mal, Theobald, haben Sie vielleicht zufällig eine meiner Cigarren bei sich?“

Theobald: „Nein, mein Herr.“

Pindrot: „Ich werde sie Ihnen natürlich bei nächster Gelegenheit wiedergeben.“

Theobald: „Oh! Das weiß ich wohl, aber . . .“

Pindrot (ihm ein Geldstück reichend): „Na, dann holen Sie mir welche! (Theobald geht. Pindrot vertieft sich in die Lektüre seiner Akten.)“

Theobald (wieder eintretend, verstört): „Mein Herr!“

Pindrot: „Was denn?“

Theobald: „Eben im Bureau habe ich Herrn Mochet gesehen!“

Pindrot (höchst erstaunt): „Was Sie sagen! Witten Sie ihn doch, zu mir zu kommen.“

(Theobald geht. Kaum zehn Minuten später erscheint Herr Mochet vor seinem Chef.)

Pindrot (torbital): „Wie geht es Ihnen denn, Herr Mochet?“

Mochet: „Gott! Augenblicklich geht es mir ja ziemlich gut.“

Pindrot: „Um so besser! Um so besser! Dann habe ich es also nicht Ihrem schlechten Gesundheitszustand zuzuschreiben, daß ich zwei Tage nicht das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen?“

Mochet: „Nein, mein Herr.“

Pindrot: „Ich konstatierte mit besonderer Genugthuung, daß Sie stets der eifrige, pflichttreue Beamte sind, wie er mir als Ideal vor schwimmt.“

Mochet: „Mein Gott!“

Pindrot: „Alles, was recht ist! Sie hatten heute morgen nur eine halbe Stunde für das Bureau übrig und Sie zögerten trotzdem keinen Augenblick herzukommen!“

Mochet: „Gestatten Sie . . .“

Pindrot: „Wieviel andre hätten sich an Ihrer Stelle gesagt: „Ach Unsinn! Um 1/12 Uhr ins Bureau gehen, um es um 1/12 Uhr schon wieder zu verlassen — das lohnt ja gar nicht! Da gehe ich lieber erst am Nachmittag hin!““

Mochet: „Gestatten Sie . . .“

Pindrot: „Aber Sie, Sie haben nicht so gedacht! Sie sind herbeigeeilt! Das nenne ich Pünktlichkeit, Eifer und Pflichttreue! Ich bin wirklich verlegen, in welcher Weise ich Sie wohl würdig belohnen könnte.“

Mochet: „Ich versichere Ihnen, mein Herr, ich verdiene keine Belohnung!“

Pindrot: „Sie verdienen keine Belohnung? Ach, Sie sind zu bescheiden!“

Mochet: „Ich bin offen, mein Herr, und gerecht gegen mich selbst. Daß ich heute gekommen bin, geschah nicht zu dem Zweck, um zu arbeiten.“

Pindrot: „Selbstverständlich nicht! Aber ihre bloße Anwesenheit ist schon alles Lobes wert!“

Mochet: „Durchaus nicht, mein Herr! Absolut nicht!“

Pindrot: „Nicht? So erklären Sie mir bitte . . .?“

Mochet: „Ich bin einfach gekommen, um aus meinem Pulte einige Briefe zu holen, die ich vergessen habe und die ich notwendig brauche.“

Pindrot: „Vortrefflich! Vortrefflich!“

Mochet: „Ich halte es für zweckmäßig, Sie gleich davon zu benachrichtigen, damit Sie nicht unruhig werden, wenn . . .“

Pindrot: „Ich danke Ihnen. Sie sind ein Mann von Takt. (Mochet verbeugt sich.) Aber Sie haben mir noch nicht den zweifelsohne gebieterischen Grund mitgeteilt, der Sie zwei Tage vom Bureau ferngehalten hat.“

Mochet: „Glauben Sie mir, mein Herr, das Bureau hat mir ebenso gefehlt wie ich ihm.“

Pindrot: „Davon bin ich überzeugt. Trotzdem sagen Sie mir, bitte, ganz schnell, was . . . Ich freue mich schon im voraus bei dem Gedanken an das, was Sie mir wieder vorflunkern werden.“

Mochet: „Mein Herr, das Herz blutet mir, daß Sie etwas so Ungeheuerliches von mir vermuten können!“

Pindrot: „Ungeheuerliches? Aber durchaus nicht! Sie wissen ja, Herr Amadée Mochet, daß ich Sie überaus hochschätze.“

Mochet: „Oh! mein Herr . . . ich . . .“

Pindrot: „Ich schätze Sie, weil Sie die Kunst, einem einen Wären aufzubinden, zur höchsten Vollkommenheit entwickelt haben. Bitte, keinen Widerspruch! Ihnen verdanke ich die schönsten Momente meines bürokratischen Daseins. Sie besitzen die Gabe, mich köstlich zu amüsieren. Während Ihre Kollegen cynisch gesehen, daß sie aus dem Bureau fortbleiben, der eine, um den Proben seines Stückes beizuwohnen, der andre, um bei den Verlegern zu antichambrieren usw. usw. — bemühen Sie sich, der Sie weder dramatischer Autor, noch Journalist, noch Komponist sind, Sie, der Sie nichts weiter sein wollen als ein Bureau Mensch, bemühen Sie sich, den mühseligen, pflichttreuen, dienstfertigen Beamten zu spielen. Sie bemühen sich, mich davon zu überzeugen, daß Sie ein pünktlicher, ordentlicher, gewissenhafter Sekretär sind. Und da Ihr im Grunde träges Naturell sich nur schlecht diesem Programm anzupassen vermag, verstecken Sie Ihre tollen administrativen Streiche hinter köstlichen, originellen Ausflüchten, motivieren Sie Ihre Abwesenheiten durch stets neue Gründe, binden Sie mir bisweilen geradezu geniale Wären auf!“

Mochet: „Oh! mein Herr . . . ich . . .“

Pindrot: „Sie haben auf alles eine Antwort. Realistisch zum Beispiel machte ich Sie darauf aufmerksam, daß Sie seit Beginn des Jahres bereits fünfmal die Wohnung gewechselt haben, was ja an sich kein Ding der Unmöglichkeit ist . . .“

Mochet: „Und was in diesem Fall buchstäblich wahr ist!“

Pindrot: „ . . . daß Sie aber trotz dieser fünf Umzüge immer noch im nämlichen Hause wie zuvor wohnen! Sie erwiderten mir, Sie hätten die Wohnung, aber nicht das Haus gewechselt, Sie hätten zuerst in der fünften Etage gewohnt, dann in der vierten, in der dritten . . .“

Mochet: „Dann in der zweiten, und schließlich in der ersten, wo ich leider auch nicht lange bleiben werde.“

Pindrot: „Schon wieder?“

Mochet (seufzend): „Dabei verabscheue ich den Umzug wie den Tod!“

Pindrot: „Nicht möglich?“

Mochet: „Aber meine Frau hat ein Faible für Wohnungswechsel, und ich bin ein guter Gatte.“

Pindrot: „Meine Hochachtung! Dann dürfte also wohl bald der Fall eintreten, daß Sie ins Erdgeschoss ziehen?“

Mochet: „Nein. Meine Frau fürchtet die Feuchtigkeit.“

Pindrot: „Sie werden also das Haus wechseln?“

Mochet: „Nein, noch nicht. Das Grundstück, welches wir bewohnen, hat fünf Etagen, jede Etage zu vier Wohnungen . . .“

Ich zittere, mein Herr, wenn ich an die Unmenge von Urlaub denke, und welche ich Sie werde bitten müssen, falls Madame Mochet den Einfall bekommen sollte, unser Mobilien der Reise nach in alle zwanzig Wohnungen des Hauses transportieren zu lassen!“

Pindrot: „Gabe ich Ihre letzte Abwesenheit auch einer Dame von Madame Mochet zuzuschreiben?“

Mochet: „Allerdings, mein Herr.“

Pindrot: „Dann darf ich natürlich nicht so ungalant sein, Sie nicht entschuldigen zu wollen!“
Mochet: „Ich danke Ihnen, mein Herr.“
Pindrot: „Dennoch würde ich gerne — natürlich nur wenn es nicht indiskret ist! — würde ich gerne den Grund kennen lernen.“
Mochet: „Ein sehr triftiger Grund!“
Pindrot: „Davon bin ich überzeugt!“
Mochet: „Also: vorgestern hatten wir ein herrliches Wetter . . .“

Pindrot: „Ein Wetter, um nicht ins Bureau zu gehen?“
Mochet: „Ja. Trotzdem — ich rufe den Himmel zum Zeugen an! — lag der Gedanke, gegen meine Pflicht zu verstößen, mir fern, welkenfern!“

Pindrot: „Ich glaube Ihnen!“
Mochet: „Ich mache mich also — freilich, ich gestehe es, ohne sonderliche Begeisterung — zum Ausgehen fertig und will mich von meiner Frau verabschieden, als sie mir erklärt: „Amadéel . . . Ich möchte heute gern aufs Land . . .“ „Das steht Dir frei, mein Kind,“ erwidere ich, „Ich möchte aber gerne mit Dir aufs Land!“ Bei dieser Erklärung fahre ich auf. . .“

Pindrot: „Ausgezeichnet!“
Mochet: „Ich bäumte mich auf, mein Herr! Ich bäumte mich thatsächlich auf!“

Pindrot: „Ich kann es mir lebhaft vorstellen.“
Mochet: „Was soll ich Ihnen weiter sagen? Meine Frau flüsterte mir erötend ein paar Worte ins Ohr.“

Pindrot: „Ah! Ah!“
Mochet: „. . . und wir fuhrren thatsächlich aufs Land! Der Ausflug dauerte zwei Tage.“

Pindrot: „Schön . . . Sie werden mir aber zugeben, Herr Mochet, daß eine einfache Laune von Madame Mochet durchaus kein triftiger Grund ist, nicht ins Bureau zu kommen?“

Mochet: „Verzeihung, mein Herr, aber ich habe ihnen noch nicht alles gesagt.“

Pindrot: „Noch nicht alles? Sehr gut!“

Mochet: „Sie erraten es nicht?“

Pindrot: „Nein. Oder vielmehr — ja! Ich ahne . . .“

Mochet: „Aha!“

Pindrot: „Ich ahne den „Wären“! Er naht! Er naht!“

Mochet: „Ohi mein Herr! Der von Madame Mochet geäußerte Wunsch war mehr als eine einfache Laune!“

Pindrot (erstaunt): „Wirklich?“

(Pause.)

Mochet (mit einem triumphierenden Lächeln): „Mein Herr, ich werde mir demnächst erlauben, Sie zu Gevatter zu bitten!“ —

Kleines feuilleton.

c. Wie es auf einer deutschen Farm in Südwestafrika aussieht. In dem Mai-Heft von „Welshagen und Klafings Monatsheften“ schildert Stefan v. Roke seine Eindrücke vom südwestafrikanischen Farmerleben. Das Wohngebäude einer solchen Farm ist ein langgestrecktes, niedriges, einstöckiges Haus, aus Stein oder lufttrockenen Ziegeln gebaut und weiß angestrichen. Das flache Dach besteht aus einem Niedergestech, das durch eine Lehmschicht wasserdicht gemacht ist. Manche Leute leisten sich allerdings auch Wellblech, und in Klein-Windhuk zum Beispiel giebt es ein solches Wohngebäude, auf dessen Dach sich der Besitzer noch den Luxus einer Regelpbahn erlaubt hat. Der Fußboden besteht meistens aus gestampftem Lehm, der oft, damit er fest werde, mit Ochsenblut vermischt wird. Hierüber werden Decken und Felle gelegt; nach dem Geschnad der Einwohner können die kühlen, hohen Räume äußerst wohlulich ausgestattet werden. Die Küche liegt gewöhnlich etwas seitab, auch ein kleines Haus für die Dienerschaft ist in der Nähe. Weiter entfernt sind die ionischen Grassütten, in denen die Familien der Farmarbeiter hausen. Oft befindet sich bei einer solchen Farm auch ein Kaufladen, der bei den großen Entfernungen von Centralpunkten der Civilisation für die Umgebung sehr nützlich ist. Dort ist alles vertreten, was man braucht, von Bündelhölzern und Cigarren, Reis, Kaffee, Zucker und Kleiderstoffen bis zu Spirituosen und im Lande gezimmerten Karren und Ochsenwagen. Dares Geld giebt es allerdings wenig auf den einzelnen Farmen, und manchmal besteht der ganze Reichtum, der sich in Landesmünze im Hause befindet, aus einem verirrten Dreimarstück. Alles wird mit Vieh, Schafen, Pferden, Naturalien usw. bezahlt, die dann erst von Händlern oder den größeren Unternehmern in Geld umgefert werden, das auf der Bank deponiert wird. Alle Luxusartikel, auch Bier und Wein, sind oft unerschwinglich teuer. Selbst in Windhuk, trotz seiner Eisenbahnverbindung mit der Küste, kostet eine einfache Flasche deutschen Lagerbiers zwei Mark in den Hotels. Der Speisezettel ist auf einer südafrikanischen Farm nicht sehr reichhaltig. Rindfleisch ist selten bei dem Wert, den die Viehzucht dort repräsentiert. Hühner müssen erst auf der Farm selbst gezogen werden, sonst muß man sich Tag für Tag mit Hammelfleisch begnügen oder von Konserven leben, die in abgelegenen Gegenden

natürlich auch sehr teuer sind. In einem kleinen Krautgarten gedeihen europäische Gemüße. Hier und da wird für die Schwarzen etwas Mais gebaut, während Mehl und Reis natürlich importiert werden. —

Bergbau.

en. Die größten Goldminen der Erde. Die Ausbeute der Goldbergwerke ist im einzelnen Falle ziemlich erheblichen Schwankungen unterworfen, und es läßt sich daher nicht mit Sicherheit und auf längere Zeit hinaus sagen, welche Goldbergwerke als die bedeutendsten der Erde zu bezeichnen wären. Aus einer Zusammenstellung dieser Art, die vom „Echo des Mines“ gegeben wird, geht die merkwürdige Thatsache hervor, daß sich unter den ertragreichsten Goldbergwerken einige befinden, die mit einem Erz von verhältnismäßig geringem Goldgehalt arbeiten. Als größte Goldmine ist zur Zeit wohl das Bergwerk von Homestake im amerikanischen Staat Süd-Dakota zu nennen, die monatlich für 1 1/4 Millionen Mark Gold erzeugt, und zwar aus Erzen, die etwa 5—7 Gramm Gold in der Tonne enthalten. In Alaska bearbeitet die Alaska-Treadwell-Company Erze von nur 3,5 Gramm Gold auf die Tonne, zieht aber einen jährlichen Nutzen von 1 600 000 M., was allerdings nur durch die außerordentlich geringen Unkosten des Betriebes möglich ist, die für jede Tonne Erz etwa 5 M. betragen. In Colorado erzeugt die Portland-Mine für über 1 000 000 M. Gold monatlich. In Westaustralien haben wir in dem berühmten Bezirk von Kalgoorlie die Minen von Great Boulder (der große Stein), vom Golden Horseshoe (das goldene Hufeisen), Great Fingall und Ivanhoe, die jährlich 120 000 bis 150 000 Tonnen Erz aus dem Boden ziehen mit dem gewaltigen Goldgehalt von 25 bis 30 Gramm in der Tonne. Die ersten beiden Bergwerke bringen über 40 000 M. täglich an Gold. Sehr bedeutend ist auch das Bergwerk von Mount Morgan; es verarbeitet sogar 265 000 Tonnen Erz jährlich, bringt aber einen erheblich geringeren Gewinn, da der Goldgehalt des Muttergesteins nur 7 bis 8 Gramm auf die Tonne beträgt. Auch auf Neu-Seeland giebt es eine hervorragende Goldmine, das Waifi-Bergwerk, das in jedem Monat rund 20 000 Tonnen fördert und für 1 100 000 M. Gold jährlich herauszieht. In Indien hat das Mysore-Bergwerk etwa eine gleiche Produktion. Die wichtigsten Goldminen in Transvaal sind die Sinner und Jed mit einem Ertrag von etwa 800 000 M. im Monat, dann folgen die Minen Robinson, Rose deep, Goldenhuis deep und Village Main Reef, die zusammen monatlich einen Ertrag von 1 Million bis 1 1/4 Millionen Mark ergeben. Bei dieser Gelegenheit könnte man noch auf den Goldbergbau in dem jetzt am häufigsten genannten Lande der Erde, in Korea, verweisen. Korea besitzt zweifellos sehr bedeutende Erzlager, sowohl an Gold wie an Silber, Kupfer und Eisen, daneben auch Lager von Steinkohle und Petroleum. Die Goldherzeugung auf der großen ostasiatischen Halbinsel hat in den letzten Jahren einen auffallenden Aufschwung genommen und sich seit 1898 mehr als verdoppelt. 1898 belief sich die Goldgewinnung erst auf rund fünf Millionen Mark, während sie sich jetzt auf zehn Millionen stellt. Der größte Teil des Goldes ist schon in früheren Jahren immer nach Japan gegangen. Die Lager von Eisenerzen und Kohle sind trotz ihres Reichtums bisher kaum ausgebeutet worden. Kupfer wird in mehreren Bezirken abgebaut, und die Produktion dieses Metalls hat nach den letzten Berichten 565 000 Pfund im Wert von etwas über 200 000 M. erreicht. Alle unterirdischen Bodenschätze in Korea gehören der Krone, und zu ihrer Ausbeute ist eine besondere Genehmigung erforderlich. Da die Koreaner sehr fremdenfeindlich sind, so hat es stets große Schwierigkeiten gemacht, die Erlaubnis zur Anlage eines Bergwerks zu erhalten. —

Humoristisches.

— **Schulhumor.** Lehrer (erklärt den Unterschied zwischen der Rose und dem Weibchen): „Denk Euch: eine große, stattliche und schöne Dame geht stolz erhobenen Hauptes über die Straße, sie ist fein gekleidet und schaut nicht nach rechts oder links. Das ist die Rose. Hinter ihr geht ein unscheinbares, kleines Geschöpf. Niemand schaut es an, beschneiden das Köpfchen gesenkt geht es seines Weges. Nun, wer soll das sein?“

Frischen hebt freudig den Finger: „Das ist ihr Mann.“ —

— **Schwäbisches.** Ein anscheinend der Punkt der Fleischer angehöriger schwäbischer Junge will das Gewicht seiner Liebsten erproben und stellt sie auf eine automatische Waage. Der Zeiger weist genau auf 50 Kilogramm. Treuerzig meint der „Berehrer“:

„Grad a Centnersäule!“ —

— **Aus einer Gemeinde-Rechnung.**

Dem Ochsen von Bürgermeister die Hörner abgefägt	macht 1 M. 50 Pf.
Den Herrn Schulinspektor an der Bahn abgeholt	„ 3 „ — „
Das Ras fortgeführt und eingescharrt	„ 5 „ — „
	Somma 9 M. 50 Pf.

(Jugend“.)

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 24. April.